

Max Koch

Die Naturalisierung des Wachstums in Produktion und Konsumtion

Von Marx über den Regulationsansatz zu Bourdieu¹

Einleitung

Zweihundert Jahre kapitalistisches Wachstum haben dazu geführt, dass Grenzwerte bestimmter biophysikalischer Prozesse (Klima, biologische Vielfalt, Stickstoffkreislauf) entweder näher rücken oder bereits überschritten werden (Pichler u.a. 2017; Steffen u.a. 2015). Versuche, das Wachstum des Bruttoinlandsprodukts (BIP) von der Ressourcen- und Senkennutzung absolut zu entkoppeln, sind bis dato gescheitert (Fritz/Koch 2016). Gewissermaßen als Reaktion darauf sind weitreichende theoretische Überlegungen angestellt worden, wie eine sozial inklusive und ökologisch nachhaltige Entwicklung ohne Wirtschaftswachstum gedacht werden kann (D’Alisa u.a. 2014; Koch/Mont 2016; Spash 2017). Einstweilen könnten, nähme man ökologische Grenzen ernst, materielle Wohlfahrt und Prosperität für alle Menschen – einschließlich der kommenden Generationen – nicht viel mehr heißen als die Befriedigung von Grundbedürfnissen (Koch u.a. 2017). Gleichzeitig müsste der ökologische Fußabdruck westlicher Staaten signifikant gesenkt werden, was bei gleichzeitigem Wachstum kaum zu erreichen ist.

Die Hegemonie des Wachstumsparadigmas ist tief in die moderne Gesellschaft eingebettet (Schmelzer 2016: 352). Um sie zu begreifen, hat Brand (2016: 508) kürzlich an die „historisch-materialistische Perspektive“ erinnert. Es gelte, die Totalität der oft widersprüchlichen sozialen Beziehungen und insbesondere jene Mechanismen in den Blick zu nehmen, die diesen Beziehungen eine gewisse Stabilität verleihen und ihren Widersprüchen eine zeitweilige Bewegungsform geben. Ein solcher Blickwinkel verspricht auch jene Überbetonung der Autono-

1 Der vorliegende Beitrag ist eine leicht veränderte Übersetzung meines englischsprachigen Artikels „The Naturalisation of Growth: Marx, The Regulation Approach and Bourdieu“, der 2018 in *Environmental Values* erscheint. Dem Verlag White Horse Press sei für die Übersetzungsgenehmigung herzlich gedankt. Die entsprechende Forschungstätigkeit wurde mit Drittmitteln von FORTE (Sustainable Welfare and Eco-social Policies, 2016–07284) und FORMAS (The New Urban Challenge? Models of Sustainable Welfare in Swedish Metropolitan Cities, 2016–00340) gefördert.

mie des Individuums theoretisch zu überwinden, unter welcher „grünes“ Denken mitunter leidet (Spash 2016: 253), berücksichtigt er doch jene sozialen Strukturen, die individuelles Handeln maßgeblich beeinflussen, ohne dass sich die fraglichen Individuen dieses Sachverhalts bewusst wären.

In diesem Artikel stelle ich dar, warum Wirtschaftswachstum kapitalistischen Produktions- und Konsumtionsbeziehungen inhärent ist und wie sich dies im Bewusstsein und Handeln der beteiligten Akteure niederschlägt. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass ein Diskurs in dem Maße an Hegemonie gewinnt, wie seine soziohistorische Genese verdeckt ist und er als natürlich und unabänderlich gilt (vgl. Gramsci 1971; Asara u.a. 2013: 232). In der Tat ist, was zuerst Herman Daly (1972) „Wachstumsparadigma“ nannte, heute fast universell akzeptiert. Wachstum gilt als gut, notwendig, seinem Wesen nach grenzenlos und als das Heilmittel für eine ganze Litanei sozialer Probleme (Dale 2012a). Obwohl das Wachstum bis etwa 1820, als es sich im Kontext der industriellen Revolution zu beschleunigen begann, eine bestenfalls nachgeordnete Rolle spielte,² betrachten es einflussreiche Thinktanks wie die OECD (Schmelzer 2016), politische EntscheidungsträgerInnen und der öffentliche Diskurs als das einzig wahre Mittel, um Wohlstand für alle zu gewährleisten. Nicht nur Unternehmen, deren Gewinne mitunter synchron zum BIP steigen, scheinen vom Wachstum zu profitieren, sondern auch Lohnabhängige, deren Reallöhne wie der Profit zunehmen können, solange die Stufenleiter der Produktion insgesamt expandiert. Die korrespondierende Alltagsschlussfolgerung lautet, dass es sich lohne, „hart zu arbeiten“, sowohl in der Bildungs- als auch in der Berufskarriere. Und je mehr in die Karriere investiert wird, desto höher werde der finanzielle Ertrag und damit der Spielraum für materiellen Konsum in der „Freizeit“.

Der vorliegende Beitrag untersucht das Wachstumsparadigma unter zwei Gesichtspunkten: Er beleuchtet zuerst jene Kerncharakteristika der kapitalistischen Produktionsweise, denen zufolge die Wachstumsökonomie als die natürliche Art des Wirtschaftens erscheint, von der alle profitieren, die durch Arbeit einen Beitrag leisten. Zweitens wird gefragt, ob und inwieweit die Verkehrung spezifisch sozialer Phänomene und Beziehungen in natürliche ihre Fortsetzung findet in der Sphäre der Konsumtion und der Lebensstile.

Es soll hier argumentiert werden, dass das wachstumskritische Denken – besonders im Hinblick auf das Verständnis und die Analyse struktureller Hindernisse für *Degrowth* – von einer Vertiefung des intellektuellen Austauschs mit der

2 Davor expandierte die globale Wirtschaftstätigkeit lediglich zu 0,05 Prozent pro Jahr – und dies ging dem Wirtschaftshistoriker Maddison (2007) zufolge hauptsächlich auf Bevölkerungswachstum zurück.

marxschen Tradition und der bourdieuschen Soziologie profitieren könnte.³ Der Rekurs auf Marx mag angesichts seiner vermeintlich „prometheischen“ Neigungen (O'Connor 1998), die ihn dazu gebracht hätten, die Unterwerfung der Natur durch den Menschen gutzuheißen, manch grüner/m TheoretikerIn kontrovers erscheinen. Jedoch hat seit O'Connors Buch eine Reihe von Veröffentlichungen nicht nur diese Marx-Rezeption entkräftet, sondern auch Marx' ursprüngliche Wachstumskritik und ökologische Theorie rekonstruiert und weiter entwickelt (Foster 2000; Burkett 2009; Koch 2012; Moore 2015; Kenney-Lazar/Kay 2017). Weitere AutorInnen haben die Debatte für eine Annäherung von ökologischem Marxismus und Postwachstumsansätzen geöffnet (Alvarez Lozano 2012; Dale 2012b; Koch 2015). Dabei ist allerdings bislang eine potenziell nützliche Tradition der marxschen Theorie noch nicht für das Verständnis des Wachstumsparadigmas fruchtbar gemacht worden: die der Ideologiekritik (vgl. Rehmann 2007). Lässt sich auf dieser Basis die enorme ideologische Macht begreifen, die Ideen wie „Wachstum“, „Meritokratie“ sowie „soziale Position als Ausdruck eigener Leistung“ haben – sogar innerhalb jener sozialen Gruppen, die sich „objektiv“ als nicht vom Wachstum profitierend identifizieren lassen?

Im Gegensatz zur Produktionssphäre ist Konsumtion ein ständiges Thema wachstumskritischer AutorInnen. Was und wieviel wir kaufen und konsumieren, berührt unseren ökologischen Fußabdruck in direkter Weise und ist normalerweise verbunden mit Stoff- und Energietransformationen und dem Verbrennen fossiler Energien. Jonas und Littig (2015: 835) beobachten eine Dominanz moralisierender Diskurse von „verantwortungsvollen Konsumenten mit ethischem Konsumverhalten“. Postwachstumsansätze scheinen in der Regel nicht substantiell über das hinausgekommen zu sein, was Shove (2010) als „ABC-Formel“ beschrieben hat. Bei ihr steht A für „attitude“ = Einstellung, B für „behaviour“ = Verhalten und C für „choice“ = Kaufentscheidung. In solchen Ansätzen werden strukturelle soziale Ungleichheit und Machtasymmetrien sowie ihre Ausdrucksformen in Kultur und Lebensstilen systematisch unterschätzt. Stattdessen wird die Verantwortung zum „nachhaltigen Konsum“ in die Sphäre der Individualität, privater Haushalte und vermeintlich zweckrationaler Kaufentscheidungen verlagert (Spash 2016). Doch mithilfe des Regulationsansatzes und Bourdieus Soziologie lässt sich zeigen, dass Kaufentscheidungen von KonsumentInnen von strukturellen Faktoren wie der Klassenstruktur beeinflusst sind – ein Zusammenhang, dessen sich normalerweise weder Konsumenten noch Konsumgüterindus-

3 Der umfassendere Begriff Postwachstum (*postgrowth*) hat das Potenzial, liberale (Ferguson 2016), marxistische und andere Varianten der Wachstumskritik einschließlich Degrowth unter einem analytischen Dach zu vereinen. Einen Überblick über die diversen wachstumskritischen Ansätze geben Büchs/Koch (2017: 39ff.).

trie bewusst sind. Ich recurriere hier auf Bourdieu, da er nicht nur eine Analyse der sozialen Genese und der Varianten des sozialen Geschmacks vorgelegt hat, sondern auch die sozialen Mechanismen offenlegt, die bewirken, dass „feine“ Unterschiede im Bewusstsein der KonsumentInnen als natürliche erscheinen.

Der Artikel ist folgendermaßen aufgebaut: Die nächsten beiden Abschnitte behandeln die Hegemonie des Wachstumsparadigmas im Hinblick auf die Produktionssphäre. Dies geschieht durch einen Rekurs auf Marx' Kritik der politischen Ökonomie. Der vierte Abschnitt diskutiert den Regulationsansatz als konzeptionelle Brücke zwischen der besonders auf Produktionsbeziehungen fokussierenden marxischen Theorie und der auf Konsum und Distinktion abhebenden Soziologie Bourdieus. Der fünfte Abschnitt ist der Sphäre der Konsumtion gewidmet und zeigt, wie sich hier auf Bourdieu aufbauend die Hegemonie und Naturalisierung des Wachstumsparadigmas verstehen lässt. Die Schlussfolgerungen fassen die Hauptargumente im Hinblick auf seine Überwindung zusammen.

Wachstum als Kapitalakkumulation

Marx analysiert den strukturellen Wachstumsimperativ der kapitalistischen Produktionsweise ausgehend von der Logik der Austauschbeziehungen und hier insbesondere der Geldform. Er vergleicht zwei Formen des Austauschs oder der „Metamorphose“ von Ware und Geld. In Ware-Geld-Ware ist der Zweck des Austauschs qualitativ und die Rolle des Geldes ist die eines Wertmaßes und gesetzlichen Zirkulations- und Zahlungsmittels. Bereits mit der „ersten Entwicklung der Warenzirkulation“ aber entwickelt sich, so Marx (1890, MEW 23: 144), die „Notwendigkeit und die Leidenschaft, das Produkt der ersten Metamorphose ... festzuhalten.“ Das Geld fungiert jetzt als der allgemeine und ultimative Ausdruck des Reichtums einer Gesellschaft – oder als Kapital mit Potenzial zur weiteren Geldvermehrung. Der Zweck der zweiten Metamorphose (Geld-Ware-Geld) kann nur ein quantitativer sein, da ein qualitativer Unterschied zwischen Ausgangs- und Endpunkt nicht existiert: die Produktion von mehr Geld im Vergleich zum Vorschuss. Profite lassen sich erzielen, weil eine Ware zum Verkauf steht, deren Gebrauchswert es ist, Wert zu produzieren und die sich länger nutzen lässt als diejenige Zeitperiode, die den Kosten ihrer eigenen Reproduktion entspricht: die Arbeitskraft. Auch die anderen „Produktionsfaktoren“ wie Land, Rohmaterialien, Energie und Hilfsstoffe können auf entsprechenden Märkten bezogen werden, und es scheint sich gänzlich unternehmerischer Initiative zu verdanken, dass die diversen Elemente des Produktionsprozesses miteinander verbunden werden.

Marx (1890, MEW 23: 331ff.) diskutiert die Expansionstendenz der kapitalistischen Produktionsweise und damit den Wachstumsimperativ weiter im

Kontext der Produktion des „relativen Mehrwerts“. Die Profitabilität eines Unternehmens lässt sich nicht nur durch Verlängerung der Arbeitszeit („absoluter Mehrwert“) vergrößern, sondern auch durch Verkürzung desjenigen Teils des Arbeitstages, der für die Reproduktion des physischen und psychischen Arbeitsvermögens notwendig ist. Marx zufolge erfolgt eine Verbilligung des Preises der Arbeitskraft durch Produktivitätserhöhungen in denjenigen Branchen, deren Produkte von den Lohnabhängigen konsumiert werden. Zugleich aber hält er fest, dass die Realisierung eines solchen relativen Mehrwerts einen immanenten Widerspruch einschließt: UnternehmerInnen sind permanent zur Optimierung der technologischen und organisatorischen Basis des Arbeitsprozesses gezwungen, um der Konkurrenz einen Schritt voraus zu sein. Dies geschieht zumeist durch einen Ersatz „lebendiger“ Arbeit durch Maschinerie oder auch durch eine verbesserte Organisation der betrieblichen Arbeitsteilung. Jene Unternehmen, deren Produktivitätsniveau über dem gesellschaftlichen Durchschnitt liegt, können Extraprofiten erzielen, da sie in der Lage sind, ihre Waren unter dem marktüblichen Preisniveau zu verkaufen. Jedoch tendiert eine solche Optimierung der Produktionsmethoden zur Generalisierung, da die Konkurrenz keine andere Wahl hat, als die verbesserten Methoden ebenfalls einzuführen und/oder diese weiter zu optimieren. Einzelkapitale können demnach nur temporär Extraprofiten realisieren. In dem Maße, wie das neue Produktivitätsniveau zum neuen Standard wird, wird eine gegebene Menge an Waren nun mit weniger Arbeitszeit als zuvor produziert, sodass der Preis der einzelnen Ware sinkt. Marx schlussfolgert, dass einerseits die Mehrwertrate steigt, aber andererseits die Mehrwertmasse (und, unter sonst gleich bleibenden Bedingungen, die Profitmasse) sinkt, da weniger ArbeiterInnen als zuvor nötig sind, um die gegebene Menge an Waren herzustellen. Soll diesem Dilemma zum Trotz die Profitmasse stabil bleiben, bleibt nichts, als die Stufenleiter der Produktion insgesamt durch eine Reinvestition zuvor erzielter Profite zu erhöhen – mit anderen Worten, zu akkumulieren.

Am historischen Beispiel Englands beschreibt Marx (1890, MEW 23: 331ff.) die fortschreitende Arbeitsteilung und wie der Arbeitsprozess durch die systematische Anwendung der Naturkräfte und -wissenschaften sukzessive von den individuellen Fähigkeiten und dem handwerklichen Geschick der LohnarbeiterInnen unabhängig wurde. Die Umstellung des Arbeitsprozesses auf industrielle Produktion erfolgte im Gleichklang mit der fortschreitenden Unterwerfung der Natur unter das Kapital. Die Produktion auf erweiterter Stufenleiter korrespondiert mit einem immer größeren Stoff- und Energiedurchsatz, einem immer größeren Verbrauch von Rohmaterialien und Hilfsstoffen, insbesondere fossilen Brennstoffen. Diese steigende Nachfrage, so ließe sich der Gedankengang von Marx weiterentwickeln, führt zu höheren Preisen für unter anderem Rohöl. Dies schafft Unternehmensanreize zum Recycling und zu einem allgemein effizienteren

Umgang mit Rohstoffen und Energie. Marx nennt das die „Ökonomie in der Anwendung des konstanten Kapitals“ (Marx 1894, MEW 25: 87ff.). Allerdings hat bereits Jevons (1865) gezeigt, dass ein solcher effizienter Gebrauch von Roh- und Hilfsmaterialien den allgemeinen Zusammenhang zwischen sich ausweitender Stufenleiter der Produktion und zunehmendem Stoff- und Energiedurchlauf nicht ändern kann. Im Gegenteil: Die effizientere Nutzung von fossilen Energiequellen führt zu einer Ausweitung – nicht zu einer Abnahme – der Energienachfrage, eine notwendige Bedingung für weitere Kapitalakkumulation und ökonomisches Wachstum.

Stufenleiter der Mystifikation und Umschlag im Aneignungsgesetz

Marx identifiziert nicht nur die der kapitalistischen Ökonomie inhärenten strukturellen Imperative, die in beschleunigter Kapitalverwertung und damit Wirtschaftswachstum resultieren, sondern er analysiert auch die damit korrespondierenden sozialen Beziehungen und Bewusstseinsformen. Um jene sozialen Strukturen zum Vorschein zu bringen, die sich normalerweise unserem Bewusstsein entziehen, vollzieht Marx (1857/58: 22) in der Darstellung des *Kapital* einen Aufstieg von abstrakten zu konkreten ökonomischen Kategorien, sozialen Beziehungen und Bewusstseinsformen. So ironisiert Marx (1890, MEW 23: 189) die der Analyse von Ware und Geld (der „einfachen Zirkulation“) entsprechende Bewusstseinsform als „Eden der angeborenen Menschenrechte. Was hier allein herrscht, ist Freiheit, Gleichheit, Eigentum und Bentham.“ Auf einer konkreteren Analyseebene, der des unmittelbaren Produktionsprozesses, hat sich diese Wahrnehmung signifikant modifiziert und komplettiert durch die Erfahrungen der Ungleichheit und Ausbeutung. Je weiter die Analyse „aufsteigt“ zu immer konkreteren Analyseebenen, desto mehr komplizieren und verkehren sich die Formen, innerhalb derer die beteiligten Akteure sich ihren sozio-ökonomischen Kontext erschließen – bis hin zur Naturalisierung spezifischer sozialer Verkehrsformen. Sebastian Herkommer (1985) nannte diesen Prozess „Stufenleiter der Mystifikation“.

Dass Arbeitsprodukte überwiegend Warenform annehmen, ist ein Spezifikum der kapitalistischen Produktionsweise. Bekanntlich zeichnet sich die Ware als das „einfachste ökonomische Konkretum“ (Marx 1879/80, MEW 19: 369) durch einen Doppelcharakter aus und weist nicht nur Gebrauchs-, sondern auch Tauschwert auf. Den Marktakteuren stellt sich dieser Sachverhalt aber so dar, als wäre die Eigenschaft des Arbeitsprodukts, Tauschwert zu verkörpern, ebenso natürlich wie ihr konkreter Gebrauchswert. Bei den historisch als Geldwaren verwendeten Metallen (vor allem Gold und Silber) ist dies besonders offensichtlich, denn ihnen

scheint von Natur aus die Qualität zuzufallen, den gesellschaftlichen Reichtum als „allgemeines Äquivalent“ zum Ausdruck zu bringen. Marx beschreibt die Tauschprozesse von Ware und Geld als „einfache“ Version des gesamten Verwertungsprozesses von Kapital, sofern sie die produktiven Prozesse, die nicht selbst Gegenstand der Analyse sind, lediglich vermitteln und einleiten. Vom Standpunkt reiner Tauschbeziehungen erscheint es den individuellen Vorlieben der WarenbesitzerInnen geschuldet, welche Arbeitsprodukte auszutauschen sind. Und zur Frage, woher das ursprüngliche Kapital zum Warenbesitz stammt, ist die Antwort der „Wortführer der politischen Ökonomie“ eindeutig: Aus „eigene[r] Arbeit“ des Warenbesitzers und der „seiner Vorfahren“ (Marx 1890, MEW 23: 608) – eine „Annahme“, die Marx (ebd.) zufolge „die einzige [zu sein scheint], die zu den Gesetzen der Warenproduktion stimmt.“ Wenn aber der gegenwärtige Besitz von Waren und Geld eigene vorhergehende Arbeit voraussetzt, ist eine strenge Arbeitsethik und eiserne Arbeitsdisziplin eine rationale individuelle Strategie zur Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum. Und je mehr sie oder er arbeitet, desto größer wird der Anteil daran ausfallen. Diese Wahrnehmung der Äquivalenz und Gleichheit wird noch verstärkt durch die Tatsache, dass sich die austauschenden Individuen wechselseitig als WarenbesitzerInnen anerkennen müssen. Da die gewaltsame Appropriation von Waren weder legal noch legitim ist, unterstellt die Sphäre der Zirkulation die rechtliche und politische Gleichheit der Tauschparteien.

Auf der Ebene des Produktionsprozesses erscheinen Produktivitätszuwächse als zu den natürlichen Eigenschaften des Kapitals gehörig, nicht aber als ein Ergebnis der Vergesellschaftung von Arbeit. Es ist ein weiteres Spezifikum der kapitalistischen Produktionsweise, dass die produktive Verbindung von Arbeitskraft, Land, Rohmaterialien, Brennstoffen etc. zur Herstellung neuer Waren nicht direkt, sondern durch die Vermittlung der UnternehmerIn erfolgt. Dieser Kapitalfetisch wird begleitet und verstärkt durch einen Lohnfetisch, dem zufolge alle Arbeit bezahlt zu sein scheint (Marx 1890, MEW 23: 557ff.). In der Lohnform ist der Unterschied zwischen notwendiger und Surplusarbeit verschwunden, als sei alle Arbeit, die der/die ArbeiterIn während des Arbeitstags leistet, vergütet. Diesen Umstand betrachtet Marx (ebd.: 562) als die strukturelle Basis aller weiteren „Mystifikationen der kapitalistischen Produktionsweise“: Ist der Unterschied zwischen notwendiger und Mehrarbeit erst einmal verdeckt, müssen sich industrielle Profite und ihre Unterkategorien (Bodenrenten und Zinsen) anderen Quellen als Arbeit verdanken. In der „trinitarischen Form“, wo Kapital Profit und Zins, Arbeit Lohn und Land Rente produziert, existieren Lohn, Profit und Rente harmonisch nebeneinander und resultieren aus den funktional unterschiedlichen Rollen der „Produktionsfaktoren“. Es ist dies eine „verzauberte, verkehrte und auf den Kopf gestellte Welt, wo Monsieur le Capital and Madame la Terre als soziale

Charaktere und zugleich unmittelbar als bloße Dinge ihren Spuk treiben“ (Marx 1894, MEW 25: 838). In dieser Welt aber fühlen sich die Beteiligten „völlig zu Hause“ (ebd.), denn es sind jene „Gestaltungen des Scheins, in welchen sie sich bewegen und womit sie täglich zu tun haben.“ Zugleich erzeugt die Verkehrung von historisch-spezifischen ökonomischen Kategorien und sozialen Verhältnissen in natürliche und ewige Formen „des Wirtschaftens“ spontanen Konsens zwischen allen am Wirtschaftsgeschehen Beteiligten (vgl. Rehmann 2007: 214).

Gegen Ende des ersten Bandes seines *Kapital* untersucht Marx den Verwertungsprozess des Kapitals in der Zeit. „Akkumulation“ heißt zunächst nichts weiter, als dass UnternehmerInnen einen Teil ihres Profits, den sie in einem vorhergehenden Produktionszyklus erzielt haben, reinvestieren, sodass zumindest ein Teil davon zu zusätzlichem fungierendem Kapital wird: Im Hinblick auf dieses hält Marx (1890, MEW 23: 608) fest, dass es „nicht ein einziges Wertatom“ enthält, „das nicht aus unbezahlter fremder Arbeit her stammt.“ Weit entfernt davon, Resultat eigener früherer Arbeit zu sein, erscheint das „Eigentum an vergangener unbezahlter Arbeit [...] jetzt als die einzige Bedingung für gegenwärtige Aneignung lebendiger unbezahlter Arbeit in stets wachsendem Umfang. Je mehr der Kapitalist akkumuliert hat, desto mehr kann er akkumulieren.“ (Marx 1890, MEW 23: 609) Marx schlussfolgert, dass das auf der Warenzirkulation beruhende „Gesetz der Aneignung oder Gesetz des Privateigentums durch seine eigene, innere, unvermeidliche Dialektik in sein direktes Gegenteil“ umschlägt. Der ursprüngliche Äquivalententausch zwischen Kapital und Lohnabhängigen erweist sich als „ein nur dem Zirkulationsprozess angehöriger Schein, bloße Form, die dem Inhalt selbst fremd ist und ihn nur mystifiziert“ (ebd.). Dieser formelle, auf Gleichheit und Äquivalenz beruhende Austausch leitet das reale, auf Ungleichheit und Ausbeutung beruhende Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit lediglich ein. Inhalt und Essenz des letzteren ist, dass der „Kapitalist einen Teil der bereits vergegenständlichten fremden Arbeit, die er sich unaufhörlich ohne Äquivalent aneignet, stets wieder gegen größeres Quantum lebendiger fremder Arbeit umsetzt“ (ebd.).

Der verbreitete ausschließliche Fokus auf Märkte und Tauschbeziehungen bestätigt das „auf eigene Arbeit“ gegründete „Eigentumsrecht“, da sich hier „nur gleichberechtigte Warenbesitzer gegenüberstehen, das Mittel zur Aneignung fremder Ware aber nur die Veräußerung der eigenen Ware, und letztere nur durch eigene Arbeit herstellbar ist“ (Marx 1890, MEW 23: 609f.). Aufgrund der die Markttransaktionen steuernden Äquivalenzlogik und der Illusion, dass Waren- und Vermögensbesitz eigener Leistung entstammt, erscheinen individuelle, das BIP vermehrende Arbeitsanstrengungen als zweckrationale wirtschaftliche Strategien. Wenn aber zudem die Sphären der Produktion und Akkumulation berücksichtigt werden, erscheint Eigentum

... jetzt auf der Seite des Kapitalisten als das Recht, fremde unbezahlte Arbeit oder ihr Produkt, auf Seite des Arbeiters als Unmöglichkeit, sich sein eigenes Produkt anzueignen. Die Scheidung zwischen Eigentum und Arbeit wird zur notwendigen Konsequenz eines Gesetzes, das scheinbar von ihrer Identität ausging. (Marx 1890, MEW 23: 610)

Jedoch ist dieser Umschlag im Aneignungsgesetz versteckt durch die fortschreitende Verdinglichung und Naturalisierung spezifisch kapitalistischer ökonomischer Kategorien samt den dazugehörigen sozialen Beziehungen entlang der Stufenleiter der Mystifikation.

Wachstumsstrategien, Produktions- und Konsumtionsnormen: Der Regulationsansatz

Der Regulationsansatz ist mit dem Vorhaben angetreten, die Analysen von Produktionsnormen und -mustern mit denen der Konsumtion zu verbinden. Dabei hält er zumindest in seiner Pariser Variante an Schlüsselkategorien der marxischen Kritik der politischen Ökonomie wie „Produktionsweise“ und „Gesellschaftsformation“ fest und verbindet diese mit intermediären Konzepten wie „Akkumulationsregime“ und „Regulationsweise“, welche auf die historischen Veränderungen in der Abfolge von Wachstumsstrategien abzielen (Boyer/Saillard 2002; Koch 2012). Längere Perioden der kapitalistischen Entwicklung sind gekennzeichnet durch jeweils kompatible und über längere Zeiträume stabile Waren- und Geldströme, die Produktion und Konsumtion miteinander verbinden. Akkumulationsregime unterscheiden sich historisch zum Beispiel darin, ob intensive oder extensive Formen der Arbeitskraftnutzung überwiegen, ob sie eher exportorientiert oder binnenzentriert sind. Mit dem Begriff der Regulationsweise wird der Tatbestand erfasst, dass für dauerhaftes Wachstum eine Reihe „institutioneller Formen“ zueinanderpassen bzw. passend gemacht werden müssen. Diese beziehen sich auf das Lohn-Arbeits-Verhältnis, das monetäre Regime, die Wettbewerbsform, die Einbindung in das internationale Regime sowie die Rolle des Staats. Darüberhinaus erlaubt es der Fokus auf „Regulation“, über einen Ökomarxismus hinauszugehen, dessen Analyse auf der Ebene der Produktionsweise und der damit korrespondierenden strukturellen Spannungen verharret. Mit dem Begriff der Regulation wird hervorgehoben, dass die unterschiedlichen institutionellen Architekturen kapitalistischer Länder diese strukturellen Spannungen in verschiedener Weise bearbeiten und mitunter zeitweilig entschärfen (vgl. Brand/Wissen 2015: 512).

Elemente von Akkumulationsregimen sind industrielle Paradigmen, dominante Prinzipien der Arbeitsteilung, Energieregime sowie damit korrespondierende Konsumtionsnormen. Konsumtion wird somit nicht als isolierte und individuelle

Verhaltensform betrachtet, sondern in ihrer sozialen Genese und ihrem Kontext (vgl. Aglietta 1987: 154). Dies ist, wie Boyer (2008; vgl. auch Koch 2012: 40ff.) gezeigt hat, kompatibel mit Kernprinzipien der bourdieuschen Kulturosoziologie. Der Regulationsansatz wie auch Pierre Bourdieu teilen die Hypothese, dass „das gesellschaftliche Zusammenleben durch die Beschaffenheit seiner Institutionen ermöglicht wird, genauso wie jedwede ökonomische Aktivität durch ihren Regulationsmodus bestimmt ist“ (Boyer 2008: 348; Übers: M.K.). Beide distanzieren sich von der in den Wirtschaftswissenschaften vorherrschenden „scholastischen Illusion, die den Wissenschaftler dazu bringt, sein denkendes Denken in die Köpfe der agierenden Agenten zu verpflanzen und am Ursprung ihrer Praktiken, d.h. in ihrem ‚Bewusstsein‘, seine eigenen spontanen oder ausgearbeiteten Vorstellungen oder, noch ärger, jene Modelle unterzubringen, die er selbst zuvor konstruieren musste, um ihre Praktiken zu erklären“ (Bourdieu 2006: 28). Weit entfernt davon, eine anthropologische Konstante zu sein, ist die Neigung zum zweckrationalen Verhalten in Produktion und Konsumtion Resultat eines langen historischen Prozesses, in dessen Verlauf es in die sozialen und kognitiven Strukturen sowie die praktischen Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster eingeschrieben wurde.

Überdies haben regulationstheoretische ForscherInnen Bourdieus Habituskonzept als Alternative zu den nicht nur in den Wirtschaftswissenschaften vorherrschenden *rational-choice*-Ansätzen aufgegriffen (Boyer 2008). Dabei wird der Habitus als eine Art analytische Brücke zwischen „objektiven“ sozialen Strukturen einschließlich Ungleichheits- und Konsumtionsmustern und vermeintlich „subjektiven“ Lebensstilen und Handlungen verwendet. Als internalisiertes Produkt der ihn konditionierenden sozialen Strukturen stattet der Habitus die Akteure mit einer Sensibilität diesen Strukturen gegenüber aus, einem praktischen Wissen darüber, was sie ein- und ausschließen. Er ist *amor fati*, der den Handelnden eine Art soziale Orientierung verleiht, sodass die InhaberInnen einer gegebenen Position im sozialen Raum zu sozio-kulturellen Praktiken tendieren, die gewissermaßen auf ihre Besitzgüter abgestimmt sind – und sich für eine/n InhaberIn dieser Position ziemen.

Bourdies Soziologie hat wie der Regulationsansatz ihren Ausgangspunkt in einer kritischen Bestandsaufnahme der Hauptideen der marxischen Theorie. Bourdieu ist sich ebenso wie Marx darüber im Klaren, dass gesellschaftliche Kernstrukturen zumeist als nicht intendierte Resultate bewussten Handelns zu begreifen sind. Unterschiede gibt es insbesondere bei den Begriffen von „Kapital“ und „Klasse“: Während es sich dabei für Marx um ein auf Ausbeutung beruhendes soziales Verhältnis handelt, in dem die Wohlfahrt der KapitalbesitzerInnen kausal bezogen ist auf die relative Armut derer, die kein Kapital besitzen, benutzt Bourdieu (1986) den Kapitalbegriff weitgehend synonym mit

„Ressourcen“ und unterscheidet zwischen ökonomischem, kulturellem (unterteilt in institutionalisierte und inkorporierte Formen), sozialem und symbolischem Kapital. Im Gegensatz zu Marx werden in Bourdieus Klassentheorie alle Akteure zu „KapitalistInnen“, unterschieden nur nach dem Volumen und der Struktur des Kapitals, über das sie verfügen.⁴

Konsumtion als Distinktion: Pierre Bourdieu

Bourdies Kultursoziologie stellt einen Bruch mit klassischen ästhetischen Theorien dar. Etwa die bei Kant anzutreffende Unterscheidung zwischen „reflektivem“ Urteilsvermögen und „barbarischem“ Geschmack würde, so Bourdieu, den Umstand verfehlen, dass Geschmäcker sozial konditioniert sind. Als „zur zweiten Natur gewordene [...] gesellschaftliche Notwendigkeit“ (Bourdieu 1982: 739) wird „Geschmack“ zu einer effizienten Waffe in gesellschaftlichen Kämpfen um allgemein erstrebte Ressourcen, da er – in so unterschiedlichen kulturellen Bereichen wie Essen und Trinken, Kosmetik, Zeitschriften und Medien bis hin zu Kunst, Musik und Literatur – das Gehobene vom Niederen, das Sakrale vom Profanen und das Legitime vom Illegitimen trennt. Der Bruch mit der kantschen „reinen Ästhetik“ besteht demnach in einer eingehenden soziologischen Erforschung der sozialen Genese der Geschmacksvarianten.

Der kulturelle Raum (oder Raum der Lebensstile) ist unterteilt in eine Reihe von Feldern wie Kino, Theater, Kunst oder Essen und Gastronomie. Innerhalb dieser Felder, die spezifischen Machtbeziehungen, Strategien und Interessen unterliegen, werden die Koordinaten eines Akteurs bestimmt durch das jeweilige Volumen und die Komposition von „Kapital“. Im Raum der Lebensstile bilden unterschiedliche Klassen unterschiedliche Kulturen aus, sodass noch die Wahrnehmung und Aneignung ein- und desselben Kulturprodukts bei unterschiedlichen Klassen unterschiedlichen Mustern folgt. Dies ist zugleich mit unterschiedlichen Erträgen symbolischen Kapitals verbunden. In den *Feinen Unterschieden* gelingt Bourdieu der empirische Nachweis einer Korrespondenz von sozio-ökonomischen Positionen, Bildungsniveaus und Geschmacksausprägungen. Herrschende und beherrschte Gruppen leben und handeln in jeweils spezifischen sozialen Kontexten, welche bewirken, dass sie Lebensstile entwickeln und „bevorzugen“, die mit diesen Positionen homolog sind. Legitime kulturelle Praktiken wie Museums- oder Theaterbesuch, die Lektüre der „Klassiker“ zur Zerstreuung, das Pflegen von Nischeninteressen in filmischen Genres und Re-

4 Vgl. Koch (1998) und Herkommer (2004) für ausführlichere Diskussionen des Verhältnisses von marxischer Theorie und bourdieuscher Soziologie.

giestilen oder die Vorliebe für Avantgardemusik erweisen sich als weitgehend den herrschenden Klassen vorbehalten. Die weiteren Varianten des sozialen Geschmacks lassen sich mit Bourdieu in einer Reihe binärer Begriffe illustrieren. Wo der vulgäre Geschmack die praktische Funktion betont, bevorzugt der elaborierte Geschmack seine ästhetische Form; zielt der ordinäre Geschmack auf die Quantität eines kulturellen Objekts ab, präferiert der gehobene Geschmack seine Qualität; dominieren im populären Geschmack Masse und Substanz, fragt der bourgeoise Geschmack nach der Art und Manier des Konsums. Letzterer ist objektiv am weitesten von der Sphäre der Notwendigkeit entfernt und scheint daher auf einem Ethos der Leichtigkeit, Gleichgültigkeit, Ungebundenheit und Zwanglosigkeit zu gründen:

Ungezwungenem Verhalten gilt deshalb so allgemeine Anerkennung, weil es die sichtbarste Bestätigung der Ungebundenheit gegenüber sozialen Zwängen ist, denen die 'einfachen Leute' stets noch unterworfen sind, und das unbezweifelbarste Zeugnis für den Besitz von Kapital, und damit sowohl der Befähigung, den Anforderungen der biologischen und gesellschaftlichen Natur nachzukommen als auch der Autorität, diese zu ignorieren. (Bourdieu 1982: 397)

Der legitime Geschmack steht in diametralem Gegensatz zum kleinbürgerlichen Geschmack, der gekennzeichnet ist durch einen „Konformismus, der sich an Autoritäten und Verhaltensmuster klammert“, auf moralischem Gebiet durch einen fast unersättlichen „Hunger nach Verhaltensmaßstäben und -techniken, mit deren Hilfe die gesamte Lebensführung einer strengen Disziplin unterworfen“ wird, sowie Askese, Rechtsgläubigkeit und „jede Art von Akkumulationstrieb“ (Bourdieu 1982: 519). Rigorismus und Disziplin einerseits, Freiheit und Ungezwungenheit andererseits scheinen gleichermaßen natürliche Dispositionen wie die „Vorliebe“ der Arbeiterklasse für Notwendigkeit und Funktion. Ausgestattet mit nur wenigen ökonomischen Ressourcen bleibt etwa BäuerInnen und unqualifizierten ArbeiterInnen so gut wie nichts anderes übrig, als sich auf die praktischen und materiellen Dinge des Lebens zu konzentrieren.⁵

Kulturelle Felder ähneln anderen sozialen Feldern darin, dass sie Machtbeziehungen unterworfen sind und in ihnen feldspezifische Spielregeln gelten,

5 Eine jüngere, Bourdieus Methodologie anwendende empirische Studie (Bennett u.a. 2009) validiert Bourdieus ursprüngliche Ergebnisse weitgehend, hebt aber auch wichtige Modifikationen hervor: Zunächst bestätigt sie die den Raum der Lebensstile strukturierende Kraft der „legitimen Kultur“. Der Faktor Volumen und Struktur von ökonomischem und kulturellem Kapital erklärt den Großteil der Varianz kultureller Unterschiede. Dies gilt allerdings zweitens für bestimmte Felder mehr (Musik) als für andere (Sport, Film, TV). Drittens wird betont, dass neben Klasse auch Alter und Gender wichtige Rollen bei der Strukturierung kultureller Praktiken spielen. Letztere Faktoren blieben bei Bourdieu unterberücksichtigt.

innerhalb derer insbesondere kulturelles Kapital – sowohl in institutionellen wie verkörperten Formen – als Maßeinheit fungiert, um die Akteure und ihre Handlungen in eine Hierarchie der Lebensstile zu bringen. Klassenspezifische Sozialisationsformen gewährleisten, dass ein überproportionaler Anteil der AbsolventInnen höherer Bildungsabschlüsse sich den Werken der legitimen Kultur verbunden fühlt. Entsprechende Kultivierungsprozesse beginnen in der Familie und setzen sich im Schulsystem fort. Sie nehmen die Form von Investitionen von Geld und Zeit an (entweder delegiert an PrivatlehrerInnen oder die eigene Zeit der Eltern), die, so erfolgreich, Dividenden einbringen in Schule, Universität, sozialen Kontakten sowie auf den Heirats- und Arbeitsmärkten. Dabei werden mehr oder weniger nackten Klasseninteressen folgende Praktiken als selbstloses Streben zum Erlangen allgemein anerkannter Güter wahrgenommen, wobei die SiegerInnen nicht als MachtinhaberInnen, sondern als talentierte Individuen mit überlegenem Geschmack erscheinen. Für Bourdieu und Passeron (1977: 6) ist die Ausweisung des Lebensstils der herrschenden Klassen als legitimer Geschmack „symbolische Gewalt“ – willkürlich, dem Blick verborgen und deshalb von den Beherrschten selbst akzeptiert.

In der Konsumtionssphäre erscheinen also soziale Unterschiede vor allem deswegen als naturgegeben, weil der legitime Geschmack am weitesten von der Sphäre der Notwendigkeit entfernt ist. Aufgrund dieser Distanz kann er den Anschein erwecken, auf einem Ethos der Leichtigkeit zu gründen, auf „Lässigkeit, Charme, Umgänglichkeit, Eleganz, Freiheit, mit einem Wort, Natürlichkeit“ (Bourdieu 1982: 531). Aus dieser Perspektive wird deutlich, dass es beim Kauf von Gegenständen für den persönlichen Konsum nicht in erster Linie um die Güter selbst geht, sondern um die klassifikatorische Botschaft, die dieser Kaufakt übermittelt. Erwerb und Besitz von Gebrauchswerten symbolisieren unsere soziale Stellung, sorgen für Identität und Zugehörigkeitsgefühl. Ist aber die Produktionsrate neuer, modischer und allseits begehrter Güter hoch, müssen kontinuierliche Anstrengungen in Form von kulturellen und finanziellen Investitionen unternommen werden, um die ursprüngliche soziale Position zu behaupten oder zu verbessern. Sämtliche kulturellen Praktiken unterliegen der permanenten Gefahr der Entwertung und Vulgarisierung durch Nacheiferung und Verallgemeinerung, als deren Folge die einst geltende Aura der Legitimität verloren zu gehen droht. Dies beschleunigt nur den unaufhörlichen Zyklus von Geschmacksdefinitionen der Avantgarde und Aufholstrategien des Mainstreams – ein Zyklus, der den Verwertungsinteressen der diversen Kulturindustrien in die Hände spielt, zugleich aber den reproduktiven Bedürfnissen der Erde als ökologischem System entgegen steht, gehen doch – unter sonst gleichbleibenden Umständen – Zuwächse in kommodifizierter Konsumtion einher mit Steigerungen des Stoff- und Energiedurchlaufs und damit weiteren Umweltschäden.

Schlussfolgerungen und Diskussion

Der vorliegende Artikel hat das soziale Phänomen der Naturalisierung des Wirtschaftswachstums im Hinblick auf Produktions- und Konsumtionsbeziehungen untersucht. Marx' Kritik der politischen Ökonomie liefert nicht nur eine Theorie der strukturellen Imperative der Ausdehnung der Stufenleiter der Produktion und des monetären Wachstums, sondern zeigt darüber hinaus, wie spezifisch kapitalistische wirtschaftliche Kategorien und Sozialbeziehungen im Bewusstsein der beteiligten Akteure zum Ausdruck kommen. In der kapitalistischen Produktionsweise ist der Transfer des Surplusprodukts verdeckt durch eine Stufenleiter der Mystifikation, deren Resultat die Naturalisierung der kapitalistischen Wachstumsökonomie und ihre Stilisierung zur einzigen und ewigen Art „des“ Wirtschaftens ist. In der Lohnform erscheint alle Arbeit als bezahlt, weshalb sich Profit in seinen diversen Formen anderen Quellen als der (Mehr-)Arbeit zu verdanken scheint. Die „verzauberte Welt“ der trinitarischen Form, in der Arbeit gleichbedeutend und in funktioneller Harmonie mit Profit und Bodenrente zum gesellschaftlichen Reichtum beiträgt, ist der strukturelle Hintergrund für die weitverbreitete Auffassung, Wirtschaftswachstum produziere Wohlstand für alle, einschließlich der Lohnabhängigen. Die logische Schlussfolgerung daraus lautet, dass je mehr eine oder einer arbeitet, desto größer ihr oder sein Anteil am gesellschaftlichen Reichtum sein wird. In der Tat erscheint eigene Arbeit von dem in der Regel eingenommenen Blickwinkel der Marktbeziehungen – der Waren- und Geldzirkulation – der einzig mögliche Weg zu sein, überhaupt in den Besitz einer Ware zu kommen. Wird dagegen der kapitalistische Produktionsprozess als Ganzer analysiert, lassen sich gesellschaftliche Schlüsselwerte und Leitkulturen wie „Leistung“, „Aufstieg“ und „soziale Position als Resultat eigener Anstrengungen und Meriten“, die zugleich im Zentrum der Hegemonie des Wachstumsparadigmas stehen, nicht etwa als „falsches“ Bewusstsein, sondern als gesellschaftlich gültige Bewusstseinsformen dechiffrieren, die die Verkeh-rungsprozesse, die dem kapitalistischen Produktions- und Akkumulationsprozess inhärent sind, durchaus „korrekt“ zum Ausdruck bringen.

Die Rekurse auf den Regulationsansatz und Bourdieu zeigten, dass diese Verkehrung spezifisch sozio-ökonomischer Kategorien in Eigenschaften von Dingen und der Natur in Kultur und Konsumtion ihre Fortsetzung und Vollendung findet. Der kulturelle Raum erweist sich als eine Bühne symbolischer Kämpfe um die gesellschaftliche Akzeptanz von Lebensstilen, in denen es der herrschenden Klasse immer wieder gelingt, eine Hierarchie der kulturellen Formen aufrechtzuerhalten, die alle konsumtiven Akte ausgehend vom legitimen Geschmack (ihrem eigenen) bewertet und einordnet. Dieser Klassifikationsprozess ist „objektiv“ und effizient, insofern er sich weitgehend unabhängig von (manipulativen) Intentio-

nen und Interessen herrschender Gruppen vollzieht, denn diese unterliegen selbst dem Verkehrsprozess. Selbst wenn die Angehörigen der mittleren und unteren Klassen die Objekte der legitimen Kultur meiden oder ihnen mit Vorbehalt oder Verachtung begegnen, bleibt die Position der herrschenden Klasse an der Spitze der kulturellen Hierarchie in der Regel unangetastet, erscheint doch ihr Geschmack gegründet auf natürlicher Überlegenheit. Was Hirsch (1976) den allgemeinen Wettbewerb um „positional goods“ nannte, ist vermittelt durch eine genuin soziale Logik, die Bourdieu als „Distinktion“ bezeichnet und die als natürliche Disparität wahrgenommen wird.

Als Resultat der Naturalisierung spezifisch kapitalistischer Produktions- und Konsumtionsbeziehungen erscheint Wachstum als ideale Brutstätte des Fortschritts und individuellen Aufstiegs und daher im allgemeinen Interesse. Im Hinblick auf Produktionsbeziehungen erscheint eine strenge Arbeitsethik als eine sich lohnende und rationale individuelle Handlungsstrategie, während Wachstum in der Konsumtionssphäre die Entwicklung immer neuer Generationen von Gebrauchs- und Unterhaltungsartikeln garantiert, die die materielle Basis individueller Distinktion abgeben. Der mit Marx und Bourdieu mögliche Nachweis, dass kapitalistische Produktions- und Konsumtionsbeziehungen als natürliche Interaktionen von autonomen und rationalen Marktakteuren wahrgenommen werden, zeigt zugleich, wie tief der Wachstumsimperativ in die Kernstrukturen der heutigen Gesellschaft eingelassen ist. In Analogie zu Bourdieus Analyse des Neoliberalismus (Bourdieu u.a. 2002: 207ff.), lässt sich die Hegemonie des Wachstumsimperativs mit der katholischen *doxa* des Mittelalters vergleichen, fungiert er doch wie das historische Vorbild als *pensée unique*: als natürliche Lösung aller Arten sozialer und ökologischer Probleme. Doch konnte die Wirkung entsprechender Thinktanks, die unaufhörlich den politisch Verantwortlichen und dem Rest der Gesellschaft das Wachstumsparadigma predigen und einhämmern, nur so effizient werden, da es aufseiten derjenigen, die Machtausübungen und symbolischer Gewalt ausgesetzt sind, eine gewisse Bereitschaft zur Kollaboration oder ein gewisses Ausmaß praktischen Konsenses gibt – eine Art Unterordnung, die noch weiter reicht als in der Regel in der marxistischen Tradition hervorgehoben. Denn soziale Kernstrukturen wie der Wachstumsimperativ sind nicht nur den Ideen und Vorstellungen, kurz: dem „Bewusstsein“ der Beherrschten eingeschrieben, sondern auch ihren „Körpern“, „Wahrnehmungsschemata und Dispositionen (zu achten, zu bewundern, zu lieben usw.)“, die sie für „bestimmte symbolische Bekundungen der Macht empfänglich machen.“ (Bourdieu 2001: 219)

Umgekehrt erleichtert eine systematische Berücksichtigung von Marx, Regula-tionsansatz und Bourdieu im wachstumskritischen Diskurs eine wissenschaftliche Annäherung an die strukturellen Voraussetzungen, die eine Überwindung des

Wachstumsparadigmas erleichtern würden. In der Tat hieße es, der „scholastischen Illusion“ zu erliegen, wenn heterodoxes Handeln und ökologisch-sozialer Wandel allein vom „Bewusstmachen“ bestimmter gesellschaftlicher Zusammenhänge erwartet werden würde. Obgleich die Rolle, die AktivistInnen bei der Hervorbringung kritischen Bewusstseins, alternativer Diskurse und Praktiken spielen, nicht unterschätzt werden soll, betont Bourdieu doch eine zweite Voraussetzung dafür, die vielleicht noch wichtiger ist. Die Verallgemeinerung eines heterodoxen Diskurses wie *Degrowth*

erscheint um so wahrscheinlicher in Zeiten offener oder versteckter Krise, in denen er auf ganze Gesellschaften oder einzelne Klassen ansteckend wirkt, d.h. in den Zeiten, in denen die ökonomischen oder morphologischen Wandlungen im einen oder anderen Teil der Gesellschaft einen Zusammenbruch, eine Aufweichung oder Obsoletwerden der Traditionen oder Symbolsysteme hervorrufen, welche die Prinzipien der Weltansicht und der Lebensführung geliefert hatten. (Bourdieu 2000: 103)

Die Wahrscheinlichkeit, dass alternative Formen des Denkens und Handelns hegemonial werden, hängt von der Existenz einer „objektiven“ Krise ab und damit vom Grad der Transformation der ökonomischen, politischen und kulturellen Strukturen der Gesellschaft und ihrer symbolischen Systeme. Jedwede intellektuelle Kritik am Wachstumsparadigma ist nur in dem Maße effizient, wie sie auf eine solche Krise aufzubauen in der Lage ist.

Literatur

- Aglietta, Michel (1987): *A Theory of Capitalist Regulation: The US Experience*. London.
- Alvarez Lozano, Luis J. (2012): Withdrawal from growth: the environmental challenge for twenty-first century socialism. In: *International Critical Thought* 2(1): 71-82.
- Asara, Viviana/Profumi, Emanuele u.a. (2013): Degrowth, democracy and autonomy. In: *Environmental Values* 22: 217-239.
- Bennett, Tony/Savage, Mike u.a. (2009): *Culture, Class, Distinction*. London.
- Bourdieu, Pierre (1982): *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M.
- (1986): The forms of capital. In: Richardson, John (Hg.): *Handbook of Theory and Research in the Sociology of Education*. New York: 241-258.
- (2000): *Das religiöse Feld. Texte zur Ökonomie des Heilsgeschehens*. Konstanz.
- (2001): *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*, Frankfurt/M.
- (2006): *Der Einzige und sein Eigenheim*, erweiterte Neuauflage. Hamburg.
- /Passeron, Jean-Claude (1977): *Reproduction in Education, Society and Culture*. London.
- Bourdieu, Pierre u.a. (2002): *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz.
- Boyer, Robert (2008): Pierre Bourdieu, a theoretician of change? The view from Régulation Theory. In: Ebner, Alexander und Beck, Nikolaus (Hg.): *The Institutions of the Market: Organizations, Social Systems, and Governance*. Oxford: 348-398.
- Boyer, Robert/Saillard, Yves (Hg.): (2002): *Régulation Theory: The State of the Art*. London.

- Brand, Ulrich (2016): How to get out of the multiple crisis? Contours of a critical theory of social-ecological transformation. In: *Environmental Values* 25: 503-525.
- Brand, Ulrich/Wissen, Markus (2015): Strategies of a green economy, contours of a green capitalism. In: van der Pijl, Kees (Hg.): *The International Political Economy of Production*. Cheltenham: 508-523.
- Büchs, Milena und Koch, Max (2017): *Postgrowth and Wellbeing: Challenges to Sustainable Welfare*. London.
- Burkett, Paul (2009): *Marxism and Ecological Economics: Toward a Red and Green Political Economy*. Leiden.
- Dale, Gareth (2012a): The growth paradigm: a critique. In: *International Socialism* 134. URL: <http://isj.org.uk/the-growth-paradigm-a-critique/>, Zugriff 14.9.2017.
- (2012b): Critiques of growth in classical political economy: Mill's stationary state and a Marxian response. In: *New Political Economy* 18(3): 431-457.
- Daly, Herman E. (1972): In defense of a steady-state economy. In: *American Journal of Agricultural Economy* 54: 945-954.
- D'Alisa, Giacomo, Demaria, Federico u.a. (Hg.) 2014: *Degrowth: A Vocabulary for a New Era*. London.
- Ferguson, Peter (2016): Liberalism and economic growth: a theoretical explanation. In: *Environmental Values* 25: 593-619.
- Foster, John B. (2000): *Marx's Ecology*. New York.
- Fritz, Martin/Koch, Max (2016): Economic development and prosperity patterns around the world: structural challenges for a global steady-state economy. In: *Global Environmental Change* 38: 41-48.
- Gramsci, Antonio (1971): *Selections from the Prison Notebooks*, New York.
- Herkommer, Sebastian (1985): *Einführung Ideologie*, Hamburg.
- (2004): *Metamorphosen der Ideologie: zur Analyse des Neoliberalismus durch Pierre Bourdieu und aus marxistischer Perspektive*. Hamburg.
- Hirsch, Fred (1976): *The Social Limits to Growth*. Cambridge.
- Jevons, William S. (1865): *The Coal Question: An Inquiry Concerning the Progress of the Nation, and the Probable Exhaustion of Our Coal-Mines*. London.
- Jonas, Michael/Littig, Beate (2015): Sustainable practices. In: Wright, James D. (Hg.): *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences*. Oxford: 834-838.
- Kenney-Lazar, Miles/Kay, Kelly (2017): Introduction: Value in capitalist natures. In: *Capitalism, Nature, Socialism* 28(1): 33-38.
- Koch, Max (1998): *Vom Strukturwandel einer Klassengesellschaft: Theoretische Diskussion und empirische Analyse*. Zweite Auflage. Münster.
- (2012): *Capitalism and Climate Change: Theoretical Discussion, Historical Development and Policy Responses*. London.
- (2015): Climate change, capitalism and degrowth trajectories of a global steady-state economy. In: *International Critical Thought* 5(4): 439-452.
- Koch, Max/Mont, Oksana (Hg.) (2016): *Sustainability and the Political Economy of Welfare*. London.
- Koch, Max/Buch-Hansen, Hubert u.a. (2017): Shifting priorities in Degrowth research: An argument for the centrality of human needs. In: *Ecological Economics* 138: 74-81.
- Maddison, Angus (2007): *Contours of the World Economy, 1–2030 AD*. Oxford.
- Marx, Karl (1857/58) *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*. Berlin 1974.
- (1890): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band: Der Produktionsprozess des Kapitals. In: *Marx-Engels-Werke* (MEW), Band 23. Berlin 1983.

- (1894): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Dritter Band. Der Gesamtprozess der kapitalistischen Produktion. In: *Marx-Engels-Werke* (MEW), Band 25. Berlin 1984.
- (1879/80): Randglossen zu Adolph Wagners „Lehrbuch der politischen Ökonomie“. In: *Marx-Engels-Werke* (MEW), Band 19. Berlin 1987.
- Moore, Jason (2015): *Capitalism in the Web of Life: Ecology and the Accumulation of Capital*. London.
- O'Connor, James (1998): *Natural Causes: Essays in Ecological Marxism*. New York.
- Pichler, Melanie/Schaffartzik, Anke u.a. (2017): Drivers of society-nature relations in the Anthropocene and their implications for sustainability transformations. In: *Current Opinion in Environmental Sustainability* 26: 32-36.
- Rehmann, Jan (2007): Ideology theory. In: *Historical Materialism* 15: 211-239.
- Schmelzer, Matthias (2016): *The Hegemony of Growth: The OECD and the Making of the Economic Growth Paradigm*. Cambridge.
- Shove, Elisabeth (2010): Beyond the ABC: climate change policy and theories of social change. In: *Environment and Planning A* 42: 1273-1285.
- Spash, Clive (2016): Social ecological transformation and the individual. *Environmental Values* 25(3): 253-258.
- (Hg.) 2017: *Routledge Handbook of Ecological Economics: Nature and Society*. London.
- Steffen, Will/Richardson, Katherine u.a. (2015): Planetary boundaries: guiding human development on a changing planet. In: *Science* 347(6223): 1259855.

VERLAG WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Wontae Kim

Rekonstruktion des Marxschen Arbeitsparadigmas: Wesen, Gesellschaftsverhältnisse, Fetischismus

Dezember 2017 - ca. 400 Seiten - ca. 44,00 €
ISBN: 978-3-89691-114-8

Arbeit, Kapitalismus und ihr Zusammenhang tauchen wieder als die Hauptthemen in der Zeit der sog. vierten industriellen Revolution auf. Wontae Kim richtet dabei sein Augenmerk auf das Projekt, mit dem Marx Arbeit, Kapitalismus und ihren Zusammenhang gesellschaftstheoretisch und kritisch analysiert.

